

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 29

Artikel: Freiburg im Uechtland

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641543>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ratet war, ganz gewiß nicht zu einem Schlag, sagte Rikelchen: „Dann seid ihr ja quitt!“ Sie beugte sich zu ihm nieder und küßte ihn. Küßte ihn so oft, so innig, so heiter, bis das Lachen auch zu ihm zurückkehrte.

„Allerhöchstens noch sechs Monate in den Baraden!“ jubelte Gust.

„Nur noch ein halbes Jahr, dann bin ich Frau Meisterin auf der Hohen Straße!“ stimmte Rikelchen ein.

Ihr Lachen drang durch die Decke bis zu dem Jungloch unter dem Dach, wo die Pantoffelmacherswitwe bereits im Bett lag.

Lange und heftig schüttelte Fiel Micheelsen den Kopf: Gut war sie, ihre Schwiegertochter. Das ließ sich nicht leugnen. Aber zu leicht. Viel zu leicht. Den Gust hatte sie auch schon angestellt mit ihrem Leichtsinn. Wenn er wirklich auf die Hohe Straße zog — noch glaube sie's nicht, auch dann, wenn der Wagen schon vor der Tür hielt, um die Sachen abzuholen, welche die beiden sich angeschafft hatten, würde sie sagen: Augenverblendung!, aber wenn Gust sie nicht zum Narren gehabt hatte, so wie sie jetzt waren, könnte es mit ihm und seiner viel zu leichten Frau nur ein schlimmes Ende nehmen, nicht wahr, Schorsch?

Lachen, nun aus der Schlaframmer ihrer Kinder aufsteigend, war die Antwort.

Da zog Fiel Micheelsen das Deckbett über die Ohren, daß sie geschützt war vor dem lästerlichen Gegader der Rheinischen, die Gust ihr ins Haus geschleppt hatte.

Als sich zum ersten Male der Tag jährte, an dem Gust und Rikelchen — um sich öffentlich anzumelden — Arm in Arm die Stadt entlang gegangen waren, zog der Schuhmachermeister August Micheelsen mit Frau und Kind auf die Hohe Straße. Selbdritt schliefen sie in der hinzugemieteten Stube, deren grüngläsige Fenster den Stallumbauten Hof anstarnten. Zum Mittagessen mußten sie sich auch weiterhin bei Fiel Micheelsen an den Tisch setzen. Denn eine Rüche befand sich linksseitig von der buntbesetzten Diele des alten Patrizierhauses nicht. So beschämend und bitter der tägliche Zug in die Baraden an den Fenstern der Vornehmen entlang auch war — er brauchte nur noch einmal des Tages unternommen zu werden.

Zwei Jahre danach eröffnete Gust in dem Patrizierhaus Nummer 78 auf der Hohen Straße einen Schuhladen.

Entgegen seiner Lebensgewohnheit hatte er mit der Ausführung dieses Entschlusses gezaudert. Nicht weil er an der Einträglichkeit des neuen Unternehmens zweifelte, sondern weil sein Meistergewissen ihn deswegen hart bedrängte.

Aber was lämmerte die Unvernunft der immer verschwenderischer werdenden Menschheit ihn? Man mußte mit dem Strom schwimmen. Ging nun die Schuhmacherzeit zu Ende, wie mit seinem Vater die Pantoffelmacherzeit zu Ende gegangen war, dann wurde er eben Schuhhändler. Durch diese von den Verhältnissen erzwungene Geschäftsumstellung sicherte er sich nicht nur unabkömmlichen Verkaufsverdienst, sondern er hatte daneben auch noch den erhöhten Arbeitsverdienst. Nein, vermehrten Verdienst! Obwohl schon jetzt manchesmal die ledernen Invaliden zu Dutzenden rund um ihn lagen und er immer wieder Kunden trösten mußte: „Morgen sind sie bestimmt fertig! Oder sagen wir lieber, damit es diesmal ganz gewiß wahr wird, übermorgen!“

Der Schuhmachermeister August Micheelsen nahm also die vier Bildschuhrärahmen mit dem weißbemalten blauen Drahtgeflecht von den beiden Fenstern seiner bisherigen Werkstatt fort. Einen neben den andern stellte er sorgsam schräg gegen die Wand. Einige Augenblicke sah er sie sinnend an. Und plötzlich, ehe Rikelchen es durch ihren Entsehenschrei: „Gust!“ hindern konnte, zertrat er ihnen mit dem hufeisenbeschlagenen Absatz seines Stiefels das hölzerne Rückgrat.

(Fortsetzung folgt.)

Nordische Nächte.

Von Johanna Siebel.

Das sind die nordischen Nächte,
Die keine Nächte sind,
Weil nie das schwere Dunkel
Im Raume Macht gewinnt.

Weil immerdar ein Leuchten
Von Licht am Himmel steht,
Weil immerdar die Sonne
Mit Gold die Welt durchweht.

Denn kaum ist sie verglommen
Im Meer, ein Flammenball,
So sendet neue Ströme
Von Glut sie in das All.

Sie läßt die Wolken lohen
In rotem Feuerbrand,
Sie breitet Strahlengarben
Weithin auf Meer und Land.

Das sind die nordischen Nächte,
Voll Glanz um Mitternacht,
Unwirklich wie ein Märchen
Ist ihre klare Pracht.

(Aus „Leuchtende Welt“.)

Freiburg im Uechtland.

Zum Eidg. Schützenfest 1934.

Könnten sich die Besucher des Eidgenössischen Schützenfestes 1934 eine freundlichere und malerische Feststadt wünschen? Und vermöchte irgend eine andere Kantonshaupt-



Freiburg. Generalansicht mit Zähringerbrücke.

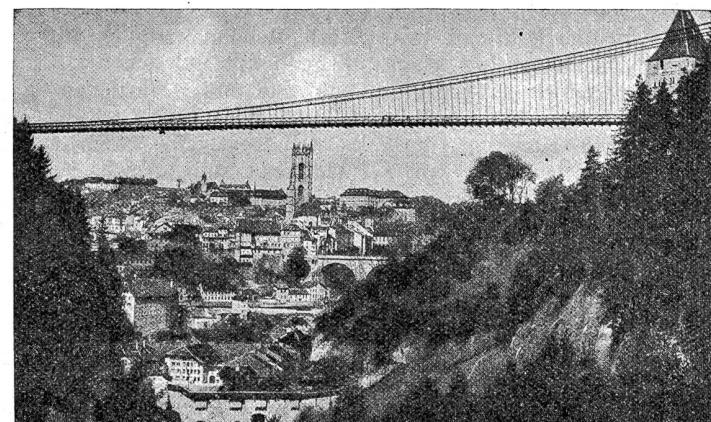
stadt in stärkerem Maße die Gefühle der Verbundenheit mit vaterländischer Vergangenheit und Geschichte in unseren Schülern zu wecken als das mauerstarke und türmreiche

Freiburg im Uechtland? Gefühle, die eben doch wesentliche seelische Grundlagen unseres schweizerischen Schützenwesens sind; weiß doch der Schweizer Schütze, daß sein Tun und Streben nur dadurch Sinn und Inhalt bekommt, daß er die Bereitschaft seines Volkes, die von den Vätern erstrittenen Freiheiten und Rechte zu verteidigen und zu behaupten, stärkt.

Freiburg ist verkörperte Schweizergeschichte. Noch nagen die flinken Wellen der Saane an den Sandsteinfelsen, auf die der Zähringerherzog die Burg für die Freien bauen ließ. In den gestaffelten Häusergruppen der Altstadt mit ihren krummen und steilen Gassen, mag das geschulte Auge den ersten Kern des trügigen Felsenstädchens erschauen. Im Laufe der nächsten Jahrhunderte griff dieses dann, wie vordem das junge Bern, hinunter zum Flusse und hinüber zum andern Ufer, und es entstanden die kleinen leden Häuserhäuschen drunter an der Matte und drüber bei Sankt Johann und am Galtern-Steinbruch. Und bald auch entstanden die Mauern und Tore und Türme, die schußbeflissen über diesen Absprenglingen der Stadt zu wachen hatten. Besonders did die Mauern und drohend bewehrt die Tore und weit-ausblickend die Türme auf der Seite gegen Bern. Denn wie oft zogen die beiden Schwesternstädte in ihrer Jugend gegeneinander zur blutigen Fehde aus. Als böser Stier und hungriger Bär hat sie der Volkslieddichter geschildert. Die unfreie Herzogstadt und die freie Reichsstadt hatten eben ungleiche Lebensinteressen zu verfechten. Doch die Zeit glücklich die Gegensähe aus. Auch Freiburg gewann die Selbständigkeit zurück und schloß dann den Freundschaftsbund mit Bern, der sich bei Murten und Neuenegg bewährte.

Bald auch wurde Freiburg die Stadt der Klöster. In seine Gassen und Winkel nisteten sich die Franziskaner, die Bernhardiner, die Kapuziner, die Augustiner und die Ursuliner ein. Kirchen und Kapellen wuchsen aus dem Stadtbild. Die stolze Kollegialkirche St. Niklaus erhob ihr gothisch gekröntes Haupt. Ihre grauen Sandsteinquader tragen die Patina von Jahrhunderten; ihre düstern Altäre mit den verblaßten Heiligen, ihre staubigen Reliquienhäreine, die farbendunkle Sakristei mit dem distelstachligen Schmiede-eisengitter davor und ihre gewitterdröhrende berühmte Orgel sind einzeln und in ihrer Gesamtheit beredte Symbole des freiburgischen Katholizismus; eines Katholizismus, wie man ihn aus der Schweizergeschichte nicht mehr wegdenken kann und wie er dem Staatswesen, dessen zweite Natur der Föderalismus ist, wohl nötig war.

Freiburg auch die Stadt der profanen, der bürgerlichen Gotik. Es hat breite Gassen mit prunkvollen Patrizierhäusern, an die ein kunstbeflissener Handwerkerstand sein



Freiburg. Gotteronbrücke.

500jährige Murtener Linde, rührendes Zeugnis gemein-eidgenössischen Erlebens.

Wir könnten mit historischer Bildrichtung noch von Freiburgs Schulanstalten, seiner Universität, seinen Museen und Spitäler sprechen. Aber genug von diesen Dingen der Vergangenheit, so lebendig sie auch noch in die Gegenwart hineinwirken mögen!

Freiburg hat auch ein neuzeitliches Gesicht, ist eine Stadt voll jugendlichem Temperament nach mancher Seite der Entwicklung hin. Es hat seine Wasserwerke, seine Fabriken, es hat vor allem seine Brücken. Wenn ein Gebiet modernen Lebens in Freiburg von jeher mit Liebe und Aufmerksamkeit gepflegt wurde, so das des Verkehrs. Dem von Osten ins Weichbild der Feststadt einfahrenden Schützen dröhnt schon auf der zum Betonviadukt umgewandelten alten Grandson Brücke das Loblied auf die Brückenstadt im Uechtland entgegen. Wenn er dann bewundernd über die hochgewölbte neue Zähringerbrücke schreitet, erinnert ihn der Blick hinauf zur fühlgeschwungenen Gotteronbrücke, daß auch die Borgängerin der Brücke, auf der heute die langen Kolonnen von Autos und Autobussen den Stadtfern erreichen, an vier dicken Drahtseilen hing. Blikt er aber hinunter auf die Schlingen der Saane, so bemerkt er mit freudiger Überraschung, daß da unten noch guterhaltene Zeugen altschweizerischer Brückenbaukunst stehen, die holzgedeckte Berner- und die St. Johann-Brücke. Die Schützenscharen hinwieder, die von Süden her die Feststadt gewinnen wollen, genießen die weitgeschwungene Talbrücke von Pérrolles, nicht ohne den geschickten Ingenieuren Freiburgs ihr Lob und ihre Bewunderung zu zollen.

Gewiß, Freiburg darf das schweizerische Schützenvolk getrost als Gastgeber empfangen. Es wird sie freudig und mit treueidgenössischer Gesinnung aufnehmen und wird sie herbergen und verpflegen, wie es guter Schweizerbrauch ist, und wird sie auch seelisch nicht hungern lassen, dafür bürgt schon der historische Geist, der über seinen Dächern und Türmen schwelt.



Rathaus und St. Niklauskirche.

Bestes aufgewendet hat. Es hat ein ziervolles Rathaus mit behäbiger Freitreppe. Es hat hervorragend schöne Stadtbrunnen mit Geilerfiguren wie Bern. Es hat seine bald

Gute, alte Schützenzeit. Erinnerungen von Meinrad Lienert.

Wie sollte ich nichts vom Schießen wissen, ich, der ich in der alten Waldstatt Einsiedeln geboren bin, ich, der ich an besondern Kirchenfesten schon am Morgen um 2 Uhr vom Donner des Geschüzes von der Kreuzhöhe herab aufgeschreckt wurde. Aber der Schreden dauerte nicht lang. Er schlug beim Knaben gleich in Heiligtagsstimmung um. Und das Dröhnen der Mörser grollte fort, bis um Viertel vor vier Uhr ein gutes Dutzend Klosterläutungen in das Donnergepolter einspielten. Und trotz allem Lärm schlummerte